

Kultur & Gesellschaft



«I Have A Stream»: Das Nationalorchester von Lyon bei einem Videokonferenzaufttritt am 28. März 2020. Foto: Hans Lucas (Imago Images)

Was die Klassik vom Katzenvideo lernen kann

Kultur im Netz In den letzten Wochen fand Orchestermusik fast nur digital statt. Klar wurde dabei vor allem eines: Das kann noch nicht alles sein. Bühne frei für erste Ansätze, wie sich klassische Musik via Internet attraktiv präsentiert.

Susanne Kübler

Pianisten in Socken vor ihrem heimischen Klavier, in Zoom-Kacheln aufgelöste Orchester, Archivaufnahmen, noch mehr Archivaufnahmen: Die klassischen Musiker und Institutionen boten während des Lockdown alles, was sie in digitaler Form zu bieten haben. Viel war es, auch viel Gutes. Aber trotzdem fast nichts, was man nicht lieber analog gehört hätte.

Kein Zweifel, die Klassik hat es schwer im Netz. Denn Dirigenten sind in der Regel nicht so niedlich wie Katzenbabys, und eine Bruckner-Sinfonie taugt weder als Meme noch als Social-Media-Aufreger. Es fehlt also, was die Netz-Community mag.

Zahnplomben zählen

Es fehlt aber auch, was die Musikliebhaber mögen: die Nuancen des Klangs, seine Raumwirkung. Aus dem Netz geht die Musik – nicht nur dank der Ohrstöpsel – direkt in den Kopf, ohne Umweg über den Bauch. Und was dürrt klingend, sieht auch selten gut aus: Denn entweder ist die Kamera so nah dran, dass man die Zahnplomben der Sängerin zählen kann, oder so weit weg, dass die Köpfe der Orchestermusiker auf Pixelgrösse schrumpfen. Kein Wunder, haben die Konzertveranstalter derzeit Wartelisten für ihr reduziertes Platzangebot.

Die restliche Hochkultur hat es kaum leichter. Die Kunst etwa: Auch da geht Wesentliches verloren, wenn von der gummi-bärchenkleinen Miniatur bis zur raumfüllenden Installation alles auf Bildschirmgröße zurechtgezoomt wird. Die ästhetische

Erfahrung, um die es gehen würde, bleibt beim jetzigen Stand der Technik begrenzt.

Soll man also aufgeben? Die Kraft des kulturellen Liveerlebnisses propagieren und das Netz den Katzenvideos überlassen? Aber nicht doch. Der Kalauer «I Have A Stream» ist zum Motto der Klassikszene geworden, und tatsächlich: Die Basis ist da. Jetzt gilt es, von mehr zu träumen.

Der Musikjournalist Holger Noltze, der mit «Die Leichtigkeit» 2010 eine fulminante Attacke gegen die versimpelnde Musikvermittlung veröffentlicht hat und als Professor für Musik und Medien an der TU Dortmund wirkt, hat bereits vor der Corona-Krise damit angefangen. Sein aktuelles Buch über die «World

Wide Wunderkammer» war schon fast fertig, als das Virus auftauchte; nur im Schlusswort kommt er noch kurz darauf. Der Lockdown habe gezeigt, dass ästhetische Erfahrung «eine Möglichkeit der digitalen Welt ist und nicht deren Negation», heisst es dort einigermaßen schwammig.

Das Vorwort ist weit griffiger: Wir seien «digital doof», schreibt Noltze darin. Weil wir die digitalen Möglichkeiten, die sich der Kultur bieten könnten, nicht nutzen oder noch nicht einmal sehen. Weil wir uns, siehe «Leichtigkeit», nicht trauen, auch mal anstrengend zu sein. Und weil wir immer noch versuchen, im Netz Analoges einzufangen, statt alles ganz neu zu denken.

Digitale Klassik – die Top 3

Rang 3: Konzerthaus Plus

Wer einem grossen Komponisten in die Karten schauen will, kann das über die App Konzerthaus Plus tun. Dort gibt es Schuberts Streichquartett «Der Tod und das Mädchen» tatsächlich als Quartett und die Bratsche auswählen (und staunen über die melodische Qualität, die Schubert einer «Nebenstimme» zugesteht). Oder das Cello mit der ersten Geige kombinieren (um festzustellen, wie viel dazwischen fehlt). Hört man danach wieder das Ganze, hört man es tatsächlich anders.

Entwickelt wurde die App vom Virtuellen Konzerthaus, mit dem

das Konzerthaus Berlin auch sonst eine üppige Digitalstrategie verfolgt – derzeit etwa mit einem interaktiven, musikalisch-visuellen Kompositionsauftrag.

Rang 2: Igor Levits Podcast

Podcasts boomen, auch in der klassischen Welt. Den erstaunlichsten betreibt derzeit der Pianist Igor Levit, der sich auch sonst bemerkenswert flink bewegt im digitalen Universum. Zusammen mit Anselm Cybinski nimmt er sich im Auftrag des Bayerischen Rundfunks eine Beethoven-Sonate nach der anderen vor, mittlerweile sind sie bei der Nr. 26 («Les Adieux») angelangt: Spielend, diskutierend, assoziierend. Und so unterhaltsam wie erhellend.

Dieses «neu denken» müsste für Noltze von der Struktur des Internets ausgehen. Er schwärmt von einem «digitalen Kabinett», einem Pendant zu jenen «Wunderkammern», in denen ab dem 14. Jahrhundert alles zusammengetragen wurde, was interessant war: «Strausseneier neben Elfenbeinschnitzereien, Prunkpokalen, Schrumpfköpfen.» Ein geordnetes Durcheinander also, in dem ganz Unterschiedliches in Beziehung gesetzt wird – was im besten Fall neue Erkenntnisse und Ideen zutage fördert.

Nun ist es zweifellos wahr, dass sich auch in hochkultureller Hinsicht im Netz (fast) alles findet, was in eine digitale Wunderkammer gehört. Nur: Wo ist der passende Schlüssel?

Rang 1: Youtube

Der beste Ort für klassische Musik im Netz ist und bleibt aber Youtube. Wer Leonard Bernstein beim Proben zusehen will oder eine Klavierbegleiterin für eine Händelsonate braucht, wird hier fündig. Montserrat Caballé beim Unterrichten, Lang Lang als Kind, Jonas Kaufmann beim Patzen: alles da. Die vielen geklauten Konzertmomente und offiziellen Werbefilme kann man getrost vergessen: Wirklich grossartig ist das Portal dort, wo man hinter die Kulissen schauen und hören kann. Und das Beste ist, dass zum historischen Material zunehmend eigenwilliges aktuelles kommt. Nur ein Tipp: Suchen Sie mal nach dem Geiger Pekka Kuusisto. (suk)

Noltzes Zauberwort heisst «Kuratierung», oder anders gesagt: «planvolle und intelligente Nutzung der Verlinkungslogik». Mit intelligent meint er dabei nicht didaktisch; weit eher ginge es darum, Perspektiven zu schaffen, «Sichtachsen auf anderes» zu öffnen. Also zum Beispiel eine Aufnahme von Liszts h-moll-Sonate mit einem Aufsatz zur Entwicklung des Klavierbaus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kurzzuschliessen: Wer erkennt, dass Liszts Musik erst möglich wurde, als die Instrumente einen Stahlrahmen und eine geläufigere Mechanik bekamen, wird sie anders schätzen.

Grundprobleme ungelöst

Das klingt gut, löst aber gleich drei Grundprobleme nicht. Das erste, technische, wurde bereits angesprochen: Selbst wenn man den Aufsatz über den Klavierbau gelesen hat, tönt Liszt aus dem Smartphone immer noch nach nichts.

Das zweite betrifft die Zugänglichkeit: Denn es gibt sie ja, die Angebote, von denen Holger Noltze spricht. Er selbst hat die (kostenpflichtige) Plattform takt1.de mitbegründet, die Musik-Streams mit Hintergrundinformationen verlinkt. Andere Beispiele nennt er in seinem Buch: Das Frankfurter Stadel Museum etwa, das einzelne Bilder thematisch, maltechnisch, historisch nach allen möglichen Richtungen vernetzt.

Aber um solche Ansätze breit sichtbar zu machen, müsste man das Netz neu erfinden: mit Suchmaschinen, die nach qualitativen statt nach ökonomischen Kriterien funktionieren, die nicht von

Algorithmen, sondern von Menschen gesteuert werden. Da kann man genauso gut auf den Samichlaus hoffen.

Das Problem Nummer drei schliesslich ist das grösste: Man kann verlinken, so viel man will – entscheidend ist, was. Und da wird Noltze plötzlich genau so wortkarg und vage wie viele andere auch: Die Frage, wie Klassik digital attraktiv präsentiert werden kann, hat noch keiner beantwortet.

Immerhin, Ansätze gibt es. Manche orientieren sich an der (Netz-)Kunst, die ein paar Schritte voraus ist. Aber die überzeugendsten haben die Lektion der Katzenvideos verstanden. Es ist diese: Vertraut euren Inhalten, auch wenn manche die Nase rümpfen. Versteift euch nicht auf das, was analog besser geht (Büsi streicheln/Musik hören), sondern tut, was ins Netz passt: Momente herausgreifen, Pointen platzieren. Visualisieren, kritisieren, analysieren.

Beim Blick in die Arbeitspartitur einer Dirigentin, bei der Simulation historischer Akustiken oder einem Improvisations-Challenge über eine Bach-Basslinie wird die Ästhetik zweifellos eine andere sein als im Konzertsaal. Aber es wird eine sein.

Holger Noltze
Word Wide Wunderkammer –
Ästhetische Erfahrung
in der digitalen Revolution.



Edition Körber,
Hamburg 2020.
256 S., ca. 32 Fr.